

Und jetzt

RESTE

und RESTPOSTEN

aus unserem gewaltigen

Inventur-Ausverkauf

Zum Teil noch einmal im Preise herabgesetzt!

Restposten Damen-Mäntel 5 ⁷⁵ <i>jezt</i> 18.75 10.75	Restposten Ober- hemden 2 ⁹⁵ <i>jezt</i> 4.95 3.95	Restposten Damen- hemden 6 ⁸ <i>jezt</i> 1.25 95 Pf.	Restposten Mantelstoffe 2 ⁴⁵ <i>jezt</i> Meter 3.00 2.90
Restposten Kinder-Mäntel 2 ⁹⁵ <i>jezt</i> 6.75 4.95	Restposten Seiden- binder 4 ⁸ <i>jezt</i> 9. 68 Pf.	Restposten Nacht- hemden 1 ⁹⁵ <i>jezt</i> mit Stiderei od. Sobl- laum 3.25 2.95	Restposten Kleiderstoffe 6 ⁸ Pf. <i>jezt</i> Meter 1.95 95
Restposten Hausblusen 9 ⁵ <i>jezt</i> warme Qualitäten 1.95	Restposten Einsatz- hemden 1 ⁶⁵ <i>jezt</i> 2.45 1.95	Restposten Prinzess- Röcke 1 ⁹⁵ <i>jezt</i> mit br. Stiderei od. Bobinaum 2.75	Restposten Bulloverstoffe 6 ⁸ Pf. <i>jezt</i> Meter 95
Restposten Mädchen-Kleider 1 ⁹⁵ <i>jezt</i> 2.95	Damen-Hüte die noch vorhandenen Restbestände Damen-Hüte, Modell-Hüte haben wir ohne Rücksicht auf die früheren Werte noch einmal herabgesetzt		Restposten Handtücher und Wischtücher 1 ⁵ Pf. <i>jezt</i> Stück 48 95
Restposten Strickkleider 7 ⁹⁰ <i>jezt</i> 15.75 12.75	Restposten Damen- Schlüpfer 6 ⁸ <i>jezt</i> 1.75 1.45 Pf.	Restposten Damen Strümpfe 2 ⁵ <i>jezt</i> schwarz und farbige 95 68 Pf.	Restposten Waschsamt 1 ⁸⁰ <i>jezt</i> moderne Farben Meter
Restposten Sportwesten 3 ⁹⁰ <i>jezt</i> 7.90 5.90	Restposten Damen- Schürzen 5 ⁸ <i>jezt</i> gefaltet oder bunt 1.65 95 Pf.	Restposten Damen Strümpfe 9 ⁵ <i>jezt</i> Wolle u. Baumwolle 2.25 1.75 Pf.	Restposten Gardinenstoffe 3 ⁴ Pf. <i>jezt</i> Meter 65 48
Restposten Damen-Bullover 1 ⁹⁵ <i>jezt</i> 4.95 2.95	Restposten Kind- Handtücher 5 ⁵ <i>jezt</i> färbt od. in Blau 95 68 Pf.	Restposten Herren- Socken 3 ² <i>jezt</i> einfarbig u. färbt 95 65 Pf.	Restposten Bettbezüge 3 ⁹⁰ <i>jezt</i> weiß und bunt Stück 4.90
Restposten Kind-Bullover u. Westen 2 ⁴⁵ <i>jezt</i> 3.75 2.95			Restposten Schlafdecken 1 ⁷⁵ <i>jezt</i> Stück 2.45

ADOLF EBSTEIN

Das Haus der guten Qualitäten und der niedrigen Preise



Wernigeröder Angelegenheiten.

Wernigerode, 25. Januar.

Der Tod des alten Proleten.

Er war vom Gerüst gestürzt. Nicht sehr hoch, aber genügend für ihn herabgestiegen und leide miteinander gestürzt.

Die Sicherungen taugen nichts mehr. "So geht's uns all mal." "As man jut, bei kein Sünge bald aus der Behre kommt."

Das war vom Gerüst gestürzt. Nicht sehr hoch, aber genügend für ihn herabgestiegen und leide miteinander gestürzt.

Er hatte noch nicht gesprochen. Endlos dehnten sich die Stunden. Dunkel und dunkler wurde es in der Kellerröhmung.

Er hatte nichts, suchte in allen Ecken. Nichts, garnichts. Einmal schlug sie eines der Kinder. Dann setzte sie sich wieder zu dem Alten der leise lächelte.

Die Frau drückte ihm die Augen zu. Zug sich ein Tuch um die linken Schultern und ging. Warum konnte sie nicht.

— Jahresrein Wernigerode. Am kommenden Sonnabend, den 28. Januar findet unter großes Rauschen in den Fest-Räumen der Stadt Königsplatz. Daß stellt das Stadtdirektor E. Steinbrecher. Näheres Freitag im Anzeiger.

Aus Halberstadt.

* Familienabend der Beamten und Angestellten innerhalb der SPD. Der Beamtenschaftsklub der Partei wird demnächst zu einer Zusammenkunft der Partei angehörenden Beamten und Angestellten und ihren Frauen und Angehörigen einladen.

Christel.

Ein Bauernroman von Maria Linden.

45. Fortsetzung. (Nachdruck verboten). "Beschalb hast du dich angezogen?" fragte Egner mit gerunzelter Stirn. "Weil ich mitfahre."

"Das wird ein herrliches Bild werden", versicherte der Fotograf. "Ich gebe ihnen mein Ehrenwort darauf, daß es vom besten Oefenmalde in meiner Klasse zu unterscheiden sein wird."

"Was denn, was sie gebracht haben kann kein Mensch im Sanderte haben. Dazu sind andere Sachen nötig."

mit auch wir zu den politischen Fragen der Gegenwart Stellung nehmen. Der Familienabend findet statt am Sonnabend, den 4. Februar 1928, ebenfalls 8 Uhr im "Cafe-Restaurant Spiegelstraße".

* Bau- und Sparspar-Kassenvereinigung, Bund der Kinderreichen, Halberstadt, e. G. m. b. H. Der Vorliegende Bericht im Reichsverbande Berlin sind seit einigen Jahren die Bestrebungen auch dahin gerichtet, der Not der Zeit gehörend Siedlungsbauten für die Kinderreichen zu schaffen.

Die Bauartigkeit hat gleich noch Bildung der Genossenschaft eingeleitet, damit des Entgegenkommens der nächsten Behörden, die ein Verständnis dafür gezeigt haben. Es sind bis Ende der letzten Bauzeit 1927 — 6 Doppelhäuser entstanden, die mit 12 Familien bewohnt sind.

* Stadtschloß. Mittwoch 17 Uhr. "Die gelehrten Frauen" und "Ein Heiratstrag" als 9. Schiller-Platz-Vorstellung (Schüler 90 3 bis 2. A.).

* Stadtschloß. Mittwoch 17 Uhr. "Die gelehrten Frauen" und "Ein Heiratstrag" als 9. Schiller-Platz-Vorstellung (Schüler 90 3 bis 2. A.).

* Stadtschloß. Mittwoch 17 Uhr. "Die gelehrten Frauen" und "Ein Heiratstrag" als 9. Schiller-Platz-Vorstellung (Schüler 90 3 bis 2. A.).

* Stadtschloß. Mittwoch 17 Uhr. "Die gelehrten Frauen" und "Ein Heiratstrag" als 9. Schiller-Platz-Vorstellung (Schüler 90 3 bis 2. A.).

* Stadtschloß. Mittwoch 17 Uhr. "Die gelehrten Frauen" und "Ein Heiratstrag" als 9. Schiller-Platz-Vorstellung (Schüler 90 3 bis 2. A.).

* Stadtschloß. Mittwoch 17 Uhr. "Die gelehrten Frauen" und "Ein Heiratstrag" als 9. Schiller-Platz-Vorstellung (Schüler 90 3 bis 2. A.).

* Stadtschloß. Mittwoch 17 Uhr. "Die gelehrten Frauen" und "Ein Heiratstrag" als 9. Schiller-Platz-Vorstellung (Schüler 90 3 bis 2. A.).

* Stadtschloß. Mittwoch 17 Uhr. "Die gelehrten Frauen" und "Ein Heiratstrag" als 9. Schiller-Platz-Vorstellung (Schüler 90 3 bis 2. A.).

* Stadtschloß. Mittwoch 17 Uhr. "Die gelehrten Frauen" und "Ein Heiratstrag" als 9. Schiller-Platz-Vorstellung (Schüler 90 3 bis 2. A.).

* Stadtschloß. Mittwoch 17 Uhr. "Die gelehrten Frauen" und "Ein Heiratstrag" als 9. Schiller-Platz-Vorstellung (Schüler 90 3 bis 2. A.).

* Stadtschloß. Mittwoch 17 Uhr. "Die gelehrten Frauen" und "Ein Heiratstrag" als 9. Schiller-Platz-Vorstellung (Schüler 90 3 bis 2. A.).

zeitig beantragt wird oder die vorjährige Legitimation nicht vorgelegt werden kann. Für Befreiungsbewilligung 1.50 M Gebühren zu zahlen.

* Kleintier-Fürsorge. Die Beihilfen für Februar werden Montag, den 30. d. Mts. von 9—13 Uhr im Wehrschützen Saale, Fischmarkt, erteilt.

* Die Erziehung von wirtschafflichen Bauen. Wie der Amtliche Preussische Preisrichter, hat der Minister für Handel und Gewerbe bestimmt, daß im Unterricht an den staatlichen preussischen Baugewerkschulen bei der Grundrissplanung und Raumordnung die Möglichkeit einer sorgfältigen Unterbringung der Rohrleitungen für Ent- und Bewässerung, Heizung und Beleuchtung berücksichtigt werden, soweit die Praxis dies von den Zeichnern fordert.

* Das Bergschloß sämtlicher Ortsteile in der Provinz Sachsen, im Lande Thüringen und im preussischen Anhalt ist durch die Bergdirektion Magdeburg neu herausgegeben worden.

* Stadtschloß. Mittwoch 17 Uhr. "Die gelehrten Frauen" und "Ein Heiratstrag" als 9. Schiller-Platz-Vorstellung (Schüler 90 3 bis 2. A.).

* Stadtschloß. Mittwoch 17 Uhr. "Die gelehrten Frauen" und "Ein Heiratstrag" als 9. Schiller-Platz-Vorstellung (Schüler 90 3 bis 2. A.).

* Stadtschloß. Mittwoch 17 Uhr. "Die gelehrten Frauen" und "Ein Heiratstrag" als 9. Schiller-Platz-Vorstellung (Schüler 90 3 bis 2. A.).

* Stadtschloß. Mittwoch 17 Uhr. "Die gelehrten Frauen" und "Ein Heiratstrag" als 9. Schiller-Platz-Vorstellung (Schüler 90 3 bis 2. A.).

* Stadtschloß. Mittwoch 17 Uhr. "Die gelehrten Frauen" und "Ein Heiratstrag" als 9. Schiller-Platz-Vorstellung (Schüler 90 3 bis 2. A.).

* Stadtschloß. Mittwoch 17 Uhr. "Die gelehrten Frauen" und "Ein Heiratstrag" als 9. Schiller-Platz-Vorstellung (Schüler 90 3 bis 2. A.).

* Stadtschloß. Mittwoch 17 Uhr. "Die gelehrten Frauen" und "Ein Heiratstrag" als 9. Schiller-Platz-Vorstellung (Schüler 90 3 bis 2. A.).

* Stadtschloß. Mittwoch 17 Uhr. "Die gelehrten Frauen" und "Ein Heiratstrag" als 9. Schiller-Platz-Vorstellung (Schüler 90 3 bis 2. A.).

Der Abend

Nr. 4.

Donnerstag, den 26. Januar 1928.

10. Jahrgang.

Der Lehrling und die Kellnerin.

Von Albert Köhler.

Der Kaufmannslehrling guckt sich scheu um, daß ihn ja keiner hier erwische. Dann schreitet er weiter. Biegt um eine Ecke. Läuft auf eine kleine, verwitterte Kaffeehaustüre zu, drückt die Klinke, steigt zwei Treppen hinab in das Lokal.

Am einem Tischchen sitzt ein älterer Mann. Am Büffet steht eine Kellnerin. Im übrigen ist das Lokal leer. Der Lehrling nimmt Platz. Die Kellnerin und der Gast schauen ihn neugierig und interessiert an. Nach einer kurzen Weile fragt die Kellnerin den Lehrling nach seinem Wunsch.

„Eine Tasse Kaffee“ bestellt er und guckt halb verächtelt und halb herausfordernd auf die Kellnerin. Die Kellnerin lächelt: Na, Schöchl! und geht ans Büffet zurück. Dann setzt sie sich zu dem ersten Gast. Beide tuscheln. Der Lehrling sieht sie reden über mich. Das ist ihm peinlich. Aber er tut, als kümmere ihn das garnicht und zündet sich eine Zigarette an und denkt: wenn jener geht, bin ich mit der Kellnerin allein. Sie wird sich dann zu mir setzen. Er betrachtet die Kellnerin. Sie ist sehr angezogen und hat ein niedlich geträufeltes Schnittenhaar. Sie ist freilich wohl nicht mehr die Jüngste. Das Rot ihrer Wangen scheint aus der Ruderqualste zu stammen. Was die schon alles mitgemacht haben wird, denkt der Lehrling. So eine Leichtel! Er hatte sich eigentlich vorgenommen, hier recht großmütig aufzutreten, den jungen Lebemann herauszuheizen und es als eine Gnade erwidern zu lassen, sich mit einer Kellnerin überhaupt abzugeben. Aber er merkt schon: hier gibts nicht viel zu imponieren. Die ist eine, die sich nicht verblüffen läßt. Ein kurzes Klingeln ertönt. Die Kellnerin geht ans Büffet. Sein Kaffee ist fertig. Sie bringt ihn ihm. Sieht sich einen Augenblick auf einen Stuhl an seinem Tisch. Lächelt. Na, das ist hübsch, daß Sie sich auch einmal hergefunden haben. Er weiß nicht recht, was er darauf sagen soll und antwortet erst nach einer Weile: Ja, man muß sich doch überall einmal umsehen. Wie er das heraus hat, fühlt er, daß diese Antwort recht dumm war und er nimmt sich vor, schlagerfertiger zu werden. Vorläufig bleibt ihm aber keine Gelegenheit dazu, denn die Kellnerin steht schon wieder auf und flüstert ihm ins Ohr: „Ich komme dann ein bißel her“ und steht auf und geht wieder zu dem andern. Des Lehrlings Herz klopfte. Es war also doch etwas an dem, was der kleine Seifert ihm gesagt hatte. Jetzt schlingt die Kellnerin ihre Arme um den anderen Gast. Er läßt das geschehen und verzieht keine Miene. Er ist wohl hier eingeseffen. Gelegentlich schaut die Kellnerin nach ihm, dem Lehrling. Wirft ihm eine Kuffhand zu oder deutet an, daß sie bald komme und scheint darauf Wert zu legen, daß er nicht fortläuft. In dem Herzen des Lehrlings tobt es. Es ist das erste Mal, daß er in so ein Ding gegangen ist. Was wohl nun noch werden wird?

Nach zehn Minuten geht der Gast. Er ist nun ganz allein mit der Kellnerin. Sie setzt sich neben ihn. Fragt, was sie ihm bringen dürfe. „Einen Kaffee“ bestellt er. Sie geht, ihn zu holen. Dann plaudern sie. Er sucht das Thema pikant zu gestalten. Sie geht darauf ein. Er bemüht sich, sie selbst mit in das Gespräch zu ziehen. Sie betont, daß sie ihren Kaffee ausgetrunken habe und etwas neues bestellen müsse. Wie es mit einem Likör sei? Er hat nichts dagegen. Aber er fürchtet, daß sie sich dafür auf seinen Schoß setze.

Wenn nun ein Gast komme, sagt sie. Es kämen doch auch sehr anständige Leute hier herein. Wie das dann aussehe!

Es beginnt ein Ringen zwischen den beiden. Jeder verfolgt sein Ziel.

Er, der Sechzehnjährige, will an dem Weibe in ihr Genuß haben. Sie will, daß Zech gemacht werde. Er ist bereit, Opfer zu bringen. Sie wird maßlos, automatisch, mit jeder Wort Zech um eine Nuance freundlicher zu ihm.

Der Lehrling hat bis jetzt noch nicht viel Frauen kennen gelernt. Die Gene vom Meister kennt er und die Töchter von Müllers, die auf

ihren Treppentur wohnen. Ach; mit denen kann man sich wohl einmal unterhalten. Aber er will heute etwas anderes, als sich unterhalten. Er will einmal eine kennen lernen, die etwas hinter sich hat und die auf nichts Rücksicht zu nehmen braucht.

Es ist ein Gefühl von Feindschaft und Triumph in ihm gegen diese Kellnerin. Du, denkst er, Du kommst nicht so billig weg bei mir. Er legt seinen Arm um ihre Taille. Sie fragt, ob er Zigaretten bei sich habe. Er verneint. Sie lobt die Zigaretten, die sie im Geschäft führen. Das Stück 7 Fig. Er bestellt 10 Stück. „Nun sei es für eine Weile genug.“ „Nanu,“ schwippt sie die Hand, „jetzt werde Du bloß nicht geizig.“

Er — geizig? Da sollte sie sich nur einmal überlegen, was er schon alles bestellt habe.

Na ja, lenkt sie ein. So meine sie es ja auch nicht. Aber sie sei doch auch nicht so. Und von ihren anderen Gästen da wäre sie die Möglichkeit einmal gewohnt.

Auch er wird sanfter. Er hat ein Ziel. Das zu erreichen, darf er sich nicht in offenem Kampf mit ihr verfeinden. Nur ein stiller Kampf darf geführt werden. Sein Ziel ist das Nebenzimmer, das eine schwere Portiere von dem Kaffeehaus abtrennt. Von dem hat ihm der kleine Seifert erzählt. Der kleine Seifert — na, das war ja einer. Ueberhaupt die anderen alle. Er war doch noch ein recht dummer Junge, der nie mitreden konnte, wenn in der Lehrlingsstube das Gespräch auf die Frauen kam. Das mußte nun anders werden. Ein Gefühl aus Sehnsucht, Neugier und Küsternheit durchstob ihn.

Die Kellnerin sagte: „Schöchl, gelt: Du wirfst einen Zehner in den Musikautomaten.“

„In den Musikautomaten?“ wehrte er ab. „Ich bin froh, wenn ich das Geleiere nicht zu hören brauche.“

„Aber die Frau hat es so gern, wenn der Musikautomat spielt.“

„Welche Frau denn?“

„Nun, die Inhaberin.“

„Die Inhaberin? Was geht mich denn die Inhaberin an. Und was geht denn die an, was ich tue.“

„Bist Du aber komisch. Die Frau ist doch die Hauptfache. Die Frau muß doch sehen, daß ich auf ihren Nutzen bin.“

Der Lehrling stutzt. „Auf der Frau ihren Nutzen mußt Du sein? Du hast ja gar nichts davon, wenn ich viel bestelle.“

„Wie werd' ich denn.“ „Woß was Du mir so gibst, gehört mir.“ Sie stößt ihre Hand auf seine Schulter.

„Dann bist Du ja gar nicht so gut daran,“ sagt er nachdenklich.

„Gut daran!“ schwippt sie die Schulter. „Wir Kellnerinnen sind die ärmsten Luder, die man sich denken kann.“

„Na, bei uns ist's nichts anders,“ wird er eifrig. „Was denkst Du, was bei uns der Meister verdient! Ein Auto kann er sich halten. Na, und wie dem seine Frau aussieht, da stinkt die ganze Bude nach Parfüm, wenn die mal durch die Lehrlingsstube geht. Ich bin nämlich bei Reinsberg, mußt Du wissen. Eine große Firma! Aber hundemäßig bezahlen die! Und was der Alfred ist, dem Meister sein Sohn, was denkst Du denn, was der für Staat macht! Und unfer-einer: Na, wenn man mal in so ein Kaffee wie Eures geht, da muß man schon die ganze Woche dran knauern.“

Die Kellnerin kommt nun auch recht ins Schimpfen und erzählt, wo sie schon überall war und wie immer nur die „Frauen“ das Fett abschöpfen, und wie's wo anders genau so wäre wie hier. Dabei nimmt sie die Hand von des Lehrlings Schulter und guckt düster vor sich hin.

Noch lange erzählen sie einander ihre Mäße.

Plötzlich fällt der Kellnerin ein, daß sie ja den Automaten spielen lassen wollte. Aber sie bringt es nicht mehr über die Lippen, den Lehrling zum Zahlen aufzufordern. Sie empfinde das unanständig. Animieren: das kann sie nur Fremde.

Und der Lehrling denkt dunkel daran, daß er sie dahin bringen wollte, mit in die Nebenstube zu gehen. Er arbeitet nicht mehr darauf hin.



Es hat ein gemeinsames die beiden verbunden, das ihnen alles andere unwichtig erscheinen läßt. Der Lehrling war der Kellnerin erst das Objekt, der Widerstand, den man zu biegen suchte und demgegenüber man sich selber biegen mußte, der Feind, gegen den man der Existenz wegen anrennen mußte. Die Frau und sie spielten gegen ihn das gleiche Spiel.

Die Kellnerin war dem Lehrling erst der Gegner gewesen, der durch Konzessionen gefügig gemacht werden mußte.

Das sinkt hin. Die Kellnerin kann nicht mehr neppen. Der Lehrling kann nicht mehr das Weib begehren.

Du, denkst sie, Du bist auch bloß so ein armes Hahschel.

Du, denkst er, Du hast's auch nicht zum besten.

Als der Lehrling aufsteht, um zu gehen, fühlen die beiden sich wie verschwister. Keine großen Worte fallen.

Aber die beiden sind einig darin, daß sie beide irgendwie zusammengehören. Da schämen sie sich, voneinander etwas zu begehren.

Zwei Mütter.

Das junge Ehepaar hatte sich für togsüber ein Mädchen genommen, ein anstelliges Kind von fünfzehn Jahren. Es tat der jungen Mutter wohl, zu sehen, wie behutsam die kleine Heflerin mit dem Säugling umging. Nach einigen Tagen erfuhr die junge Frau, daß das Mädchen einer schwindsüchtigen Familie entstammte. Vater und Bruder seien schon gestorben. Das Mädchen habe es wahrscheinlich auch in sich. Es sei ja traurig, aber bei einem Säugling . . .

Angst und Mitleid machte die junge Mutter ratlos. Sie erinnerte sich jetzt auch, das Mädchen husten gehört zu haben. Ihr Mann hielt eine sofortige Lösung des Dienstverhältnisses — trotz aller dagegen sprechenden Gefühlsgründe — für unbedingt erforderlich, und seine Frau mußte ihm wohl Recht geben. Sollte man aber dem Kinde die Wahrheit sagen? Das wäre unmenschlich gewesen. Der Mann übernahm es schließlich, es dem Kinde schonend beizubringen. Sie sei ja ein nettes Mädel, sagte er, aber sie müßten doch wohl eine stärkere Hilfe haben. Seiner Frau falle der Haushalt zu schwer. Und da sie zufällig schon morgen eine Verwandte bekommen könnten, die den Haushalt erlernen wollte . . . So ging's einigermäßen. Zwar erschrat das Mädchen zuerst. Es war das zweitemal, daß es nach kurzer Zeit die Stelle wieder verlor. In der ersten Familie hatte die Frau plötzlich für längere Zeit verreisen müssen, und hier? Aber der Hausherr sprach so freundlich. Natürlich bekäme sie noch den Lohn für den ganzen Monat, und sie sollte ihre Mutter schon grüßen. Warum die übrigens nicht mal bei ihnen vorgekommen sei. Sie hätte doch schon am ersten Tage mitkommen wollen. Die Mutter — erzählte das Mädchen, schon halb getrüftet — hätte in den letzten Tagen immer Ueberstunden machen müssen. Der Herr und die Frau wären ihr übrigens schon vom Ansehen bekannt, von der Straße her. Na, das sei ja schön, schloß der Herr. Sie solle also schon grüßen. Beim Fortgehen klopfte er dem Mädchen noch aufmunternd auf die Schulter.

Seine Frau konnte sich am Abend schwerer von dem Mädchen trennen. Sie blieb an der Flurtür stehen und horchte bedrückt auf die Schritte des Mädchens, das so unwissend gedulbig seines Weges ging. —

Die Mutter des Mädchens war von der Fabrik heimgekommen. Nun mußte noch der Haushalt besorgt werden. Unter der Wohnungstür hindurchgeschoben hatte sie einen Brief gefunden, eine Mahnung, die fällige Teilzahlung für den gelieferten Grobstein nicht zu versäumen. Der Junge war vier Monate tot. Sein Vater lag schon ein Jahr länger auf dem Friedhof. Beide waren an der Schwindsucht gestorben. Eigentlich hatte sie aufgeatmet, als es mit dem Alten zu Ende war. Die letzten Monate dieses launischen, auf ihr abgerackertes Leben eifersüchtigen Kranken hatte sie müde gemacht. Als sie dann kaum wieder zu sich gekommen war, fing auch der Junge an zu kränkeln. Als Mutter erlebte sie noch einmal, was sie als Gattin gerade hinter sich hatte. Nun hatte sie noch die Lene. Die artete auch nach dem Vater. Aus der ersten Stelle war sie schon zurückgeschickt worden. Ihr, der Mutter, hatten die Leute in einem Briefe den wahren Grund angedeutet. Es war ein freundlicher Brief gewesen, aber er hatte ein drittes Grab vor den Augen der Mutter aufgerissen. Hastig riß die Mutter sich aus ihrer Grübeleien los, steckte die Grabsteinschrift hinter den Spiegel und machte sich zu schaffen. Die Lene mußte nun bald kommen.

Das Mädchen kam. Es berichtete etwas ängstlich und verweilte bei der Schilderung der Freundlichkeit der Leute, die ihr den ganzen Monatslohn mitgegeben hatten. Der Mutter quoll's vom Herzen auf. Sie zwang's hinunter und quälte sich zu einigen Fragen. Das

Kind war froh, die Mutter nicht böse zu finden, und erzählte weiter. Dann meinte die Mutter, sie wollte schon eine andere Stelle ausfindig machen.

Als das Mädchen bald darauf schlafen ging, sah die Mutter ihm nach. In ihrem versorgten Gesicht arbeitete es. Etwas wie eine Träne lugte aus einem Augenwinkel, zog sich aber wieder zurück, wie auf fremdes Gebiet gekommen. Ein Schrei wollte sich auf ihren Lippen formen, aber auch er verankert ungelöst. Die Frau räusperte sich, stellte die Weckuhr für den nächsten Morgen und legte sich ebenfalls zu Bett.

Am einem der nächsten Tage fuhr die junge Mutter ihr Kleines im Sonnenschein spazieren. Aus dem Staube der Straßen hatte sie sich ins Freie gewandt. Das Pfeifen einer Fabrik in der Nähe mahnte sie daran, daß es Zeit sei, umzukehren. Hin und wieder begegnete ihr ein Arbeiter auf dem Nachhausewege. Zuletzt kam auch eine ältere Arbeiterin, die leere Kaffeeschale im Arme. Erst beim Vorübergehen wandte sie den Blick zur Seite, auf die junge Mutter und das lustig zappelnde Kind. Da — blühte ein Erkennen im Gesicht der Alten auf. Wie im Krampf spannte sich ihr müder Körper. Der eine Arm hob sich und schleuderte die Schale auf den Säugling. Die Schale zersprang am Metallknopf des Wagenverbeds, ohne das Kind zu treffen. Ein Mutterschrei überlante das tief heraufgequollene Schöhnen der Angreiferin, die wie in irrer Erlösung da stand. Hilfesprechend deckte die Mutter den wimmernden Säugling mit ihrem Peise. Die Alte wollte zurück, lehnte sich an einen Baum und winkte mit der Hand ab. Dann begann sie zu sprechen, stoßweise, mühsam Atem holend. „Ruhig doch! — Ist ja nun vorbei und — alles gut gegangen. — Bin die Mutter von der Lene, die Sie weggeschickt haben. — Wie ich da eben Ihr Kind sah, gesund und — — meine Lene, — da kam's. Das mußte wohl heraus. Hat zu viel hier drin gesehen. — Nun war' ich bald eine Mörderin geworden. Und Sie — können ja auch nichts dafür. Was wissen Sie junges Huhn vom Leben? — Jetzt wollen Sie wohl die Polizei holen? — Na ja, wenn nur die Lene . . .“

Die junge Frau stand noch immer zitternd vor dem Wagen. Sie fand kein Wort zu der Alten. Ein letzter Arbeiter aus der Fabrik war herangekommen. Er sah Glaschencherben, eine ängstliche, blasse Mutter und eine abgehärmte, zusammengeklunkene Alte am Baume und konnte sich den Vorgang nicht erklären. Die Alte, die ihn kannte, kam seiner Frage zuvor: „Ach, Sie sind es. Haben mich wohl garnicht erkannt? — Ja, ich bin es. Helfen Sie mal der jungen Frau da! Die hat sich so erschrocken. Ist vor mir bange geworden. — Ich gehe ja schon.“

Sie nickte der Jungen weh lächelnd zu und ging langsam weiter.

Otto Wedemeyer.

Die Krüdener.

Das französische Wort „Cherchez la femme“ (das etwa bedeutet: „Dahinter steckt eine Frau“) als Ausdruck für die treibende Kraft hinter den Entschlüssen politisch führender Männer behält so lange seine Berechtigung, als man der politisch aktiven Frau nicht selbst ganz allgemein den ihr gebührenden Einfluß auf die Politik zugestehet. Juliane von Krüdener, die indirekte Begründerin der nach den napoleonischen Kriegen von den Monarchen Russlands, Oesterreichs und Preußens geschlossenen „Heiligen Allianz“, verdankte allerdings ihren Einfluß auf den Zaren Alexander nicht, wie die Pompadour, Dubarry usw. ihren damals verblühten weiblichen Reizen, sondern ihrer ektatischen, mystischen Frömmigkeit. Ihre Rolle in der großen Weltpolitik ist bezeichnend dafür, was für Elemente auf das persönliche Regiment des Monarchen einen bestimmenden Einfluß gewinnen konnten, denn der Lebenslauf der Krüdener erinnert trotz einiger Wichtpunkte allzu stark an das derbe Wort von der „jungen Hure, alten Bekchwester“. Die „Heilige Allianz“, die Frucht ihres Seelenbundes mit dem empfindsamen Zaren, die mit stark an den heutigen Völkerverbünd erinnernden Gedankengängen in die Geschichte eintrat, entartete bald zu einem Hort finsterner Reaktion und muffigster Frömmerei.

Die 1764 zu Riga als Tochter des reichen Staatsrates von Bietinghoff geborene Juliane wurde nach einer durch viele Reisen und wenig Unterricht angefüllten Mädchenzeit, achtzehnjährig mit dem durch edle Gesinnung ausgezeichneten kurländischen Minister von Krüdener vermählt, der wenige Monate später als Gesandter nach Venedig, später nach Kopenhagen und Berlin versetzt wurde. Juliane, die durch Schönheit und Grazie Aufsehen erregte, tauchte unter im Strudel der Feste und der Bewunderung der Männerwelt. Die innere Unwahrhaftigkeit ihrer eiteln Natur offenbarte sich schon damals: Während sie in der Theorie für das ländlich ein-

sache Leben des Moderomans „Paul und Virginie“ schwärmte, verbrauchte sie in der Praxis in einem einzigen Vierteljahr allein 20 000 Kranten zur Bezahlung der Rechnung ihrer Modistin. Als sie bei Ausbruch der französischen Revolution von Südfra Frankreich nach Kopenhagen zu ihrem Manne fuhr, spannte sich zwischen ihr und dem sie begleitenden französischen Offizier ein Liebesverhältnis an. Ihre Ehe, der zwei Kinder entsprossen waren, wurde durch Julianes dauernde Reisen, ihren Hang zum Gesellschaftsleben und ihre Koterie immer mehr zerrüttet.

Desto sonderbarer berührt es, daß dieses genußsüchtige, leichtlebige Weltkind, nicht ohne einen durch viele Jahre fortgesetzten gefühlvollen Briefwechsel mit dem Königsberger Geistlichen, späteren Erzbischof Borowski leben kann. Da schwärmt sie plötzlich für „Gottesfurcht und Wahrheit“, fühlt sich als „Werkzeug einer Vorsehung“ unter „moralischen Leiden“, klagt über „Verschimmerung der Moralität“, wünscht sich in „reineren Gegenden“ und empfindet die Welt als „die Wüste Sarah für eine große und gute Seele“. „Daß Luxus und Aufwand meine Seele nicht beglücken können“, schwindelt sie dreist und gottesfürchtig, und sie gibt vor: ich bin „gezwungen, in der großen Welt zu leben, die ich verabscheue“. Als Milderungsgrund für diese Verlogenheit darf allerdings angenommen werden, daß bei dieser überspannten Frau, wie bei allen Neurotikern, die Fähigkeit zur Selbsttäuschung und Lebenslüge stark ausgeprägt war, so daß sie im Augenblick sogar wirklich glaubte, was sie schrieb. In eigenartigem Kontrast zu diesen Charaktereigenschaften steht ihr stark ausgeprägtes soziales Empfinden, das sie veranlaßt, in Fällen großer Hilfsbedürftigkeit selbst einzugreifen und sich für die Uebertragung weislicher Zivillisationsideen (Schulzwang, Impfung) auf die noch halb vertierte inländische Bauernschaft einzusetzen. 1807 hat sie sich auch in Ostpreußen tatkräftig um Verwundete und Kriegsgefangene bemüht.

Den Gipfelpunkt der Weltlichkeit erreichte diese sonderbare Heilige, als ihr sentimentaler Roman „Valerie“ großen Erfolg in der vornehmen Pariser Welt errang. Sie selbst war ihr eigener Propagandachef, sorgte für gute Kritiken und fragte in allen Modegeschäften nach Artikeln „à la Valerie“. Napoleon, dem sie das Buch dreimal in die Hände zu spielen mußte, erklärte aber nur ärgerlich, „dieser verrückten Krüdeners den Rat zu geben, russisch oder deutsch zu schreiben, damit er vor derlei unerträglicher Literatur verschont bleibe“.

Als in Livland ein früherer Anbeter Julianes tot vor ihrem Fenster niederstürzte, begann ihre große „Wandlung“, d. h. sie verlegte mit dem Eintritte des Alters das Schwergewicht ihres Lebens in die überspannte Frömmigkeit, die ihr bisher nur dekorative Pose gewesen war. Sie fing an, die „vollkommene und reine“ Liebe zu Christus zu predigen, und geriet unter den Einfluß recht fragwürdiger Propheten, u. a. der Bäuerin Maria Kummer, eine „der verächtlichsten Gaunerinnen, die ja die fromme Leichtgläubigkeit ihrer Mitmenschen ausgebeutet haben“. Die Krüdeners kaupte zweimal ein Gut in Süddeutschland für ihre Sekte, und ihr nimmermüder Ehrgeiz trieb sie, die Bekanntheit des Zaren Alexander zu suchen. Sie folgte ihm 1815 nach Paris, und dort sind die Beiden täglich Psalmen singend, betend und diskutierend zusammen. In diese Zeit fällt die Entstehung der phantastischen Idee der „Heiligen Allianz“, die das Gedächtnis der Krüdeners auf die Nachwelt übermitteln hat.

Immer exaltierter gebärdet sich dann die „fahrende Heilige“. Aus der Schweiz wird sie, die Mutter des russischen Gesandten, ausgewiesen. Dann lebt sie an der badijschen Grenze in einem Bauernhäuschen, wo sie neben ihren Predigten und Bekehrungsversuchen freigebig viel Elend lindert. Schließlich wird sie durch die schwärmerische Verehrung ihrer Anhänger dahin gebracht, sich für eine Prophetin zu halten. Überall wird sie ausgewiesen und zuletzt unter polizeilicher Bewachung nach Rußland zurückgebracht, jedoch vom Hofe ferngehalten. Ihr ehemaliger Seelenfreund Alexander befiehlt ihr sogar in einem eigenhändigen Briefe Schweigen. In der Krim ist sie 1824 gestorben. Einer ihrer langjährigen Freunde charakterisiert diese merkwürdige, vorübergehend zu hohem politischem Einfluß gelangte Frau treffend als einen der „mit viel Einbildungskraft begabten Menschen, die ihren sonst richtigen und kultivierten Verstand so lang spannen, bis sie sich selbst und anderen ein Rätsel werden und sich in ihre Visionen so fest einstudieren, daß sie sich selbst glauben und zuletzt das Vermögen, sich zu enttäuschen, ganz verlieren.“ Dieses Urteil eines Freundes charakterisiert die Krüdeners als Hysterikerin durch und durch. So gehört sie in das Bild eines Regierungssystems, das derart krankhaften, unberechenbaren Naturen einen maßgebenden politischen Einfluß gesieckete.

Siedwig Schwarz.

Der 60. Todestag Adalbert Stifters.

Einen Todestag zu einem Gedentage werden zu lassen, hat nur dann Sinn, wenn lebendige Berührungspunkte zwischen dem Toten und den Lebenden bestehen, wenn der Verstorbene ein Wegweiser, ein Vorkämpfer oder Bereicherer der lebenden Generation war. Ist Adalbert Stifter ein solcher Quell, aus dem die Gegenwart gespeist werden kann? Vermag er vor allem dem schwer um das tägliche Brot ringenden Arbeiter, dem Proletarier von heute, noch etwas zu sein?



Adalbert Stifter konnte seiner Abstammung, seiner Erziehung und Umwelt nach weder Sozialist noch Revolutionär sein. Sein Geburtsort, das kleine Städtchen Oberplan in der tiefen, kühllichten Einsamkeit des Böhmerwaldes, war kein Rahmen für weltumspannende, umstürzlerische Ideen und revolutionäre Taten. Bescheidenes, friedliches Kleinbürgerum umgab das Kind. Die Erziehung im Elternhaus, in dem besonders die vielen Erzählungen und Geschichten der Großmutter Ursula Kary auf die Begabung des jungen Stifter einen nachhaltigen Einfluß ausübten, wurde durch eigene naturwissenschaftliche Beobachtungen beim Viehhüten auf der einsamen Heide und später durch die Anregungen des ausgezeichneten Lehrers Josef Jenne ergänzt. Acht Jahre verbringt Stifter auf dem Gymnasium von Krems, das von den Benediktinern geleitet wird. Der weltanschauliche Horizont der Lehrer ist durch die Schranken des Katholizismus begrenzt, aber innerhalb dieser Schranken wird tüchtig und ernsthaft gearbeitet, und zwar nicht nur theoretisch-wissenschaftlich, sondern auch Musik, Zeichnen und Malerei, Turnen und Körperpflege finden eine verständnisvolle Beachtung. Nach Absolvierung des Gymnasiums studiert Stifter an der Universität Wien, verläßt jedoch aus unerklärten Gründen — vielleicht nur aus „Examenangst“ — die abschließende mündliche Prüfung, nachdem er die schriftliche bereits bestanden hatte. Deshalb wird er erst nach langen Jahren der Weiterbildung und des dichterischen Schaffens zum Beruf eines Schulrats zugelassen, den er bis in seine letzten Lebensjahre ausgeübt hat.

Ein solches ganz und gar nicht dramatisch verlaufenes Leben hat äußerlich scheinbar kaum etwas mit dem Dasein eines modernen Arbeiters gemeinsam, der sich von frühester Kindheit an täglich mit unzähligen politischen und wirtschaftlichen Fragen auseinandersetzen muß. Und doch gibt es Berührungspunkte zwischen den beiden Welten. Stifter hat jahrelang in Verhältnissen gelebt, die alles andere als glänzend waren. Schon auf dem Gymnasium hat er Nachhilfeunterricht erteilt, um der verwitweten Mutter nicht zur Last fallen zu müssen. Als Student hat er sich ebenfalls durch Stundengeben die Mittel für seine Weiterbildung erarbeitet. Auch nach seiner Ber-

heiratung wäre sein junger Haushalt aus Mangel an Mitteln mehr als einmal zusammengebrochen, wenn nicht seine äußerst sparsame Frau ihn mit größter Energie zusammengehalten hätte.

Vor allem aber sind es seelische und künstlerische Eigenschaften, die uns Stifter auch heute noch nahe bringen. Trotz seiner auf unbedingtem Autoritätsglauben aufgebauten Erziehung hat er sich ein oft erfrischend weitherziges und freies Urteil bewahrt. In seinen Beratungen mit dem Unterrichtsministerium betont er immer wieder, daß nicht blinde Unterwerfung, sondern freiwillige Anerkennung der Gesetze angestrebt werden müsse. Er kämpft für eine auf Menschlichkeit und Vernunft aufgebaute Erziehung und für eine ausreichende Besoldung der materiellen arg bedrängten Lehrer Oesterreichs. Auch seine religiöse Einstellung ist aufgrund der Humanitätsgedanken Herders, der ihn stark beeinflusst hatte, weitherzig und loyal. In seinem Briefe an die Schwester des Dichters Eichendorff betont er freimütig, daß er den katholischen Standpunkt in der Kunst nicht als den, sondern nur als einen Standpunkt anerkennen könne und überhaupt einen anderen Begriff von „katholisch“ habe als Eichendorff. Von Politik verstand Stifter nach den Aussagen seiner Freunde nichts. Er war viel zu sehr mit den Gestalten seiner dichterischen Phantasie beschäftigt, und überdies hemmte ihn eine angeborene und durch Erziehung und Umwelt noch verstärkte Scheu vor allem Umstürzlerischen und Raslosen zu sehr, als daß er sich der Revolution von 1848 hätte anschließen können, wenn ihn auch die Konservativen als zu „liberal“ bezeichneten. Immerhin ist uns Menschen von heute sein Wort aus der Seele gesprochen: „Jenes Scheusal Krieg, wenn es so leichtfertig erhoben werden kann, macht, daß man mit Scham sein Haupt vor der Menschheit, die sich vernünftig schilt, verhielen möchte. Europa hat mich in der letzten Zeit angeeilt . . .“

Der bedeutungsvollste Zug am Wesen dieses Menschen und Künstlers ist jedoch seine ungläubliche Liebe zur Natur. Ob wir nun den „Waldbreit“ oder die „Mappe meines Urgroßvaters“, den „Hochwald“ oder den „Nachsommer“ aufschlagen, immer weht uns reine, köstliche Bergluft entgegen, und auf allen Wegen liegen der Klang und die Stimmung des „Trauhen“, die der Dichter mit den einfachsten künstlerischen Mitteln festzuhalten verstand. Wer einmal mit Rucksack und Wanderstab durch den Böhmerwald gezogen ist, in steter Berührung mit seinen so gastfreundlichen Bewohnern, der kann Stifters Wesen am besten nachfühlen. Für die hier wohnenden Menschen ist Stifter noch heute einer der Ihren. Auf der Plöckenstein-Seewand, der unvergleichlich gelegenen Anhöhe des Böhmerwaldes steht das Denkmal des Dichters, ein schlichter Obelisk. Von hier aus umfängt der Blick herrlich geschwungene, waldige Höhen; von unten leuchtet das geheimnisvolle Wasser des sagenumspunnenen Sees herauf, und in der Ferne schlängelt sich die Moldau durch die liebliche Landschaft. Sie sieht an Oberplan vorbei, wo Stifters Geburtshaus steht, ein kleines, einstufiges Häuschen mit einem unendlich friedlich anmutenden alten Brunnen davor. Auch in dem vor einigen Jahren entstandenen Böhmerwald-Museum ist einer der 14 Räume dem Gedanken des Dichters gewidmet. So lebt Stifter in seiner Waldheimat weiter, und wenn heute sozialistische Arbeiterjugend, Naturfreunde oder Wanderbünde durch diese Gegenden gehen, so gedenken auch sie des Dichters, der wie kein anderer die verborgene Schönheit der schweigenden Berge des Böhmerwaldes zu schildern mußte. Noch vor wenigen Jahrzehnten konnte Stifter dem Arbeiter kaum etwas bedeuten. Heute jedoch, wo auch der Proletarier hinauszieht ins Weite, wo er immer stärker sein Recht auf Freizeit geltend macht, gewinnen auch die Werke Adalbert Stifters für ihn Leben und Bedeutung.

Dr. Else Möbus

Harriet Beecher-Stowe.

75 Jahre sind in diesen Wochen seit dem Erscheinen des weltberühmten Romans „Onkel Toms Hütte“ vergangen, von dem selbst der amerikanische Präsident Lincoln bewundernd ausrief: „Wie ist es möglich, daß solch kleine, zarte Weibsperson solche ungeheuren Kräfte in Gang setzen konnte!“ Harriet Beecher-Stowe, die Verfasserin, hatte dieses Wunder einzig durch ihre glühende Liebe zu den geknechteten Negerklaven vollbracht, deren Leiden sie aus eigener Anschauung kannte. 1619 hatte ein holländisches Schiff solche Negerklaven nach Virginia verkauft und damit den Grundstock zu der ausgedehnten Sklavenhalterei in Amerika gelegt. Tausende und Abertausende schwarzer Männer und Frauen waren seitdem aus ihrer afrikanischen Heimat verschleppt und in die amerikanischen Baumwollplantagen gesteckt worden. Ihr Schicksal war grauam; Anpreisungen waren etwas Alltägliches. Die Negerkinder wurden den Eltern fortgenommen, wie man den Kühen die Kälber nimmt

und verhandelt. Für hübsche junge Mädchen zahlte man den höchsten Preis. Nur wenige Sklavenhalter behandelten ihre Sklaven einigermaßen menschenwürdig. Erst 1808 erfolgte das Verbot der Sklaveneinfuhr. Nur die schon vorher eingeschleppten Neger mußten Sklaven bleiben. Viele flüchteten nach Kanada, um ihren furchtbaren Drangsalen, einem der schlimmsten Auswüchse des Frühkapitalismus, zu entgehen. 1850 wurde dann ein Gesetz erlassen, das nicht nur die schwarzen Flüchtlinge, sondern auch alle Personen, die einem Sklaven bei der Flucht behilflich waren, mit strengen Strafen bedrohte.

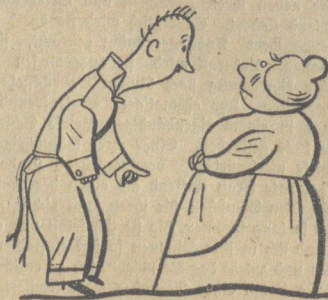
Damals lebte in den Vereinigten Staaten eine kleine, zarte Frau, Harriet Beecher-Stowe. Sie war mit einem lebensfremden Manne, dem Pastor Calvin Ellis Stowe, verheiratet. Sein Amt war äußerst schlecht entlohnt und seine Ehe mit zahlreichen Kindern gesegnet. Oft klopfte die Not an das alte Pfarrhaus zu Brunswick. Harriet hatte schon in ihrer Kindheit im Staate Connecticut unvergessliche Eindrücke des Sklavenlebens erhalten. Sie kannte viele Negerklaven persönlich und hatte einen tiefen Einblick in das ganze Negerproblem getan. Eines Tages erhielt sie einen Brief einer Schwägerin, die ihr schilderte, wie eine junge Sklavin auf der Flucht nach Kanada ergriffen und zu Tode gepeinigt worden war. Das gab Harriet den Anstoß, ihr Buch zu beginnen. Unter den ungünstigsten Verhältnissen schrieb sie es. Nicht einmal das nötige Schreibpapier stand ihr zur Verfügung, so daß sie die erste Niederschrift auf allen möglichen Papierstücken machte. Selbst die Zeit zum Schreiben mußte sie sich mühevoll stehlen. Sie hatte ein tränkliches kleines Kind, das sie nächtelang wach hielt. Melst schrieb sie, während sie nebenher die Wiege mit dem Fuße in Gang setzte. Langsam nur schritt das Buch vorwärts. Als Harriet ihren beiden 10 und 12 Jahre alten Söhnen Abschnitte aus ihrer Schilderung vorlas, laufchten die Kinder atemlos, und Tränen glänzten in ihren Augen. In der Tat ist hier die Mutterliebe mit dem Herzblute der Verfasserin geschildert worden. Wie beispielsweise die gekochte junge Sklavin, die Negermutter, mit ihrem Knäblein, das man ihr nehmen will, von Eischolle zu Eischolle springt, den Tod vor Augen, und sich und ihr Kind mit Aufbietung letzter Kraft über den reißenden Strom rettet, das ist so packend dargestellt, daß es an keinem Leser spurlos vorbeigehen kann.

So ist die Wirkung, die „Onkel Toms Hütte“ auslöste, nur allzu verständlich. Zuerst erschien die Erzählung als Feuilleton in einer Zeitschrift in Washington. Weihnachten 1852 erschien sie dann in Boston in Buchform. Schon in den ersten Tagen nach dem Erscheinen wurden 3000 Exemplare verkauft, und noch ehe ein Jahr verging, waren es schon 300 000 geworden. Acht Maschinen arbeiteten Tag und Nacht, um die Nachfrage zu bewältigen. Von Amerika kam das Buch bald nach England, wo allein in einer Woche über 1000 Exemplare verkauft wurden. Harriet Beecher-Stowe rechnete es sich als größten Gewinn an, daß ihr Buch den Stein ins Rollen brachte und schließlich den unmittelbaren Anlaß zur Aufhebung der Negerklaverei bot. Das war ihr Lebensziel gewesen, und das hat sie erreicht. Die Schöpferin dieses einen einzigen Werkes starb erst 1896 im Alter von 85 Jahren. Sie hat es noch erlebt, daß ihr Buch in allen Sprachen in Millionen Exemplaren über die ganze Erde verbreitet worden war.

Anna Mosgaard.

Humor

Sie versteht nichts davon.



„Aber Gustav, was ist da für ein Genuß dabei, sich täglich einen Rausch anzutrinken?“

„Das sag ich dir nicht, sonst gewöhnst du dir's auch an.“

(The American Humorsist).

